



REPORTER:INNEN  
forum

## Die Kinder des Krieges

*Am Tag ihrer Geburt fielen Bomben auf Bagdad: Es war der 20. März 2003, die USA marschierten im Irak ein. Über drei Menschen, die von klein auf lernen mussten, mit dem Krieg zu leben – und nun mit der Ruhe danach.*

Von Karin A. Wenger (Text) und Philipp Breu (Bilder), NZZ am Sonntag,  
19.03.2023

Bei ihrer Geburt wussten ihre Mütter nicht, ob sie sich freuen oder eher fürchten sollten. Sie waren drei Säuglinge, Mohammed, Karar und Ban. Geboren in Bagdad, der irakischen Hauptstadt, während Bomben in der Ferne donnerten. Die drei haben sich nie gesehen, und doch teilen sie ein Schicksal. Auf ihren Ausweisen steht als Geburtsdatum ein Tag, der später in Geschichtsbücher geschrieben wurde: der 20. März 2003.

«Operation Iraqi Freedom» nannten die Amerikaner die Invasion, die ihr Präsident George W. Bush anordnete, um den Diktator Saddam Hussein zu stürzen. Bush versprach, dem Irak Menschenrechte, Würde und Demokratie zu bringen. Die Generation von Mohammed, Karar und Ban sollte Willkür, Krieg und Sanktionen nur noch aus Erzählungen ihrer Eltern kennen. Nun, zwanzig Jahre später, haben die drei bereits mehr Blut und Tote gesehen als die meisten Menschen während eines ganzen Lebens.

Wie haben sie gelernt, mit Krieg zu leben? Was hat er mit ihnen gemacht? Und können sie nun der Ruhe danach vertrauen?

Mohammed Hashim Kazem, Karar Mohammed al-Janaby und Ban Amer Mahmud gehören einer Generation an, die gerade ihren Platz im Leben zu finden versucht. Fast zwei Drittel der 43 Millionen Einwohner des Iraks sind unter 25. Psychologen gehen davon aus, dass es junge Menschen nach langen Konflikten



besonders schwer haben. Anders als Ältere können sie auf keine Erinnerungen und keine Persönlichkeit aus der Zeit vor dem Krieg zurückgreifen. Sie kennen nichts anderes als Instabilität.

Manchmal scheinen die drei ganz normale junge Erwachsene zu sein. Mohammed, feine Gesichtszüge, Student in Medizintechnik, je nach Laune trägt er schicke Anzüge oder ein Adidas-Shirt. Mit Freunden spielt er gerne Pingpong, er hört italienische Klassiker, und mit seiner jüngeren Schwester Basma geht er auf den Büchermarkt in Bagdad, um alte arabische Poesiebände zu kaufen.

Karar überlegte sich nach der Schule, wie Tausende junge Iraker der Armee beizutreten, begann dann aber eine Ausbildung als Anästhesist. Er trägt eine Frisur, die gerade Mode ist im Irak: Die Haare sind auf der Seite millimeterkurz und oben hochgestellt. Glücklicherweise ist er, wenn Real Madrid gewinnt; spätabends chattet er mit seiner Freundin, die er während der Ausbildung kennengelernt hat.

Ban büffelt für ihren dritten Anlauf bei den Abschlussprüfungen, um danach studieren zu können. Sie lacht viel und mag das neuste Lied der Amerikanerin Miley Cyrus, in dem diese singt, sie könne alles allein schaffen. Mit ihrer älteren Schwester Nur knipst Ban Selfies, wenn sie am Wochenende zusammen frühstücken gehen in Mosul, der Stadt im Nordirak, wo die beiden leben.

Manchmal scheinen die drei ganz normale junge Erwachsene zu sein – bis man sich hinsetzt und ihnen und ihren Familien zuhört.

Die Mutter von Ban, eine Kunstlehrerin, erinnert sich gut an die ersten Wochen in Bagdad. Sie war hochschwanger zu ihren Eltern gefahren, um wie viele Irakerinnen zu Hause mithilfe einer Hebamme zu gebären. Der Vater von Ban blieb in Mosul bei seinem kleinen Allerlei-Laden, da er befürchtete, dieser könnte geplündert werden. «Ich hörte nichts von meiner Frau, weil die Luftangriffe die Telefonleitungen zerstört hatten. Ich machte mir so grosse Sorgen», sagt er. Anfang April setzte sich die Mutter mit Ban und ihrer bald 3-jährigen Schwester Nur in ein Auto und fuhr zurück zu ihrem Mann nach Mosul.

Eine Woche später, am 9. April, nahmen die Amerikaner Bagdad ein und stürzten die Statue von Saddam Hussein. Ende Mai erliessen die USA ein Dekret,



das Kritiker als einen der grössten Fehler der Invasion sehen: Die irakische Armee und alle Sicherheitsapparate wurden aufgelöst, eine halbe Million Männer standen ohne Einkommen da. Die überwiegend sunnitischen Offiziere fühlten sich gedemütigt. Tausende von ihnen schlossen sich al-Kaida und anderen Gruppen an, die gegen die amerikanischen Besatzer kämpften.

Das Knallen von Autobomben und Selbstmordattentaten wurde zur Geräuschkulisse von Bagdad. Mohammeds Familie lebte im Haus seines Grossvaters in einem Aussenquartier der Hauptstadt. Sein Vater erinnert sich, wie amerikanische Soldaten an ihre Tür hämmerten und dann das Haus nach Aufständischen und Waffen durchsuchten. Sie taten das in Tausenden von Wohnungen, viele Iraker empfanden es als Respektlosigkeit, dass Fremde gar in ihre Schlafzimmer eindrangen.

In den Jahren, bis die eigenen Erinnerungen von Mohammed, Ban und Karar einsetzen, stiegen die Spannungen zwischen der sunnitischen Minderheit und den Schiiten, denen rund zwei Drittel der Bevölkerung angehören. Das politische System, das die USA mit der 2005 gewählten Übergangsregierung schufen, trieb die Spaltung zusätzlich voran. Als Auslöser des Bürgerkriegs gilt der Anschlag der sunnitischen al-Kaida auf den schiitischen Schrein in Samarra im Februar 2006.

«Ich war fünf, als eine schiitische Miliz einen meiner Onkel tötete, ein anderer Bruder meiner Mutter wurde entführt und gefoltert», erzählt Karar. «Zwei Onkel aus der Familie meines Vaters mussten einige Jahre ins Gefängnis, weil sie sich in der Nähe einer Explosion befunden hatten und als junge Sunniten sofort als verdächtig galten. Wir wohnten damals in einem Aussenquartier von Bagdad, um das herum Betonmauern hochgezogen wurden.» Trotzdem entschieden sich seine Eltern, nach Khalidiya zu ziehen, eine Stadt 90 Kilometer westlich von Bagdad, die in der stark sunnitisch geprägten Anbar-Provinz liegt. Dort fühlten sie sich sicherer.

In vielen Teilen des Landes begannen Schiiten und Sunniten, sich räumlich voneinander abzugrenzen. Die Kurden blieben unter sich im Norden, wo sie sich seit 2005 in einer autonomen Region selbst verwalten. Mohammeds Vater, ein Schiit,



sagt, vor 2003 habe es die Leute wenig gekümmert, welcher Religion man angehört habe. Sein Grossvater sei Sunnit, seine Neffen ebenfalls.

Mohammed erinnert sich: «Als kleines Kind hörte ich nachts oft Schüsse. Aber es war so normal, dass ich einfach weiterschliefe. 2008 wurde mein Onkel entführt und getötet. Ich war zu jung, um zu verstehen, was geschah.»

Ban war etwa sechs Jahre alt, als eine Autobombe vor ihrem Haus in Mosul den Himmel rot anfärbte. «Danach lag eine tote Frau vor unserer Tür. Ich war so schockiert.» Das war der Alltag im Irak. Manchmal gab es grosse Anschläge, bei denen Hunderte von Menschen getötet wurden. Meistens aber waren es kleinere Explosionen, Schiessereien oder Entführungen.

Wer Kriege aus der Ferne beobachtet, vergisst oft, dass der Alltag trotz Gewalt weitergeht. «Ich erinnere mich, wie mein Grossvater mich badete. Und ich schaute im Fernsehen gerne <Tom und Jerry>», erzählt Mohammed. Karar weiss noch, dass sein Vater zwei Hasen kaufte, die sie auf dem Hausdach fütterten. Und Ban wartete jedes Jahr ungeduldig auf die Sommerferien in Syrien, wo ihre Familie den aus Bagdad geflohenen Grossvater besuchte.

Der Bürgerkrieg eskalierte so sehr, dass Präsident Bush 2007 zusätzliche 22 000 Soldaten in den Irak schickte. Dank der Zusammenarbeit mit sunnitischen Stammesführern gelang es, die Gewalt zu reduzieren. Im Sommer 2009 begannen die USA, ihre Truppen abzuziehen. Die Suche nach Massenvernichtungswaffen, die Präsident Bush als Grund für die Invasion genannt hatte, blieb ohne Ergebnis.

Als im August 2010 die letzten amerikanischen Kampftruppen den Irak verliessen, waren 4415 ihrer Soldaten gestorben. Amerika zählte mit, jeder einzelne ist in einer öffentlichen Datenbank registriert. Die Schätzungen der toten Soldaten, Aufständischen und Zivilisten im Irak klaffen um viele zehntausend auseinander, vermutlich starben bis 2010 mindestens 150 000 Menschen. Bis heute liegen Leichen in Massengräbern, die nie ausgehoben worden sind.

Im Vergleich zu den Jahren davor entspannte sich die Lage etwas. Die Zahl getöteter Zivilisten sank auf ungefähr 4200 im Jahr. Dann tauchte die sunnitische Terrormiliz Islamischer Staat (IS) auf, die bereits im Jahr 2000 einen Vorläufer unter



anderem Namen hatte. Sie wurde zur Nebengruppe von al-Kaida und begann sich 2011 im Nachbarland Syrien unter ihrem Anführer Abu Bakr al-Baghdadi neu zu formieren. Der IS fand im Irak bei den Sunniten viele Unterstützer, die sich von der Politik des schiitischen Regierungschefs Nuri al-Maliki ausgegrenzt fühlten.

Die Gewalt, die der Irak in den letzten zwanzig Jahren erlebte, ist nicht ausschliesslich auf die amerikanische Invasion zurückzuführen. Aber bei einem grossen Teil, und dazu gehört das Erstarken des IS, ist «Operation Iraqi Freedom» eine von mehreren Ursachen.

In der Provinz Anbar, wo Karar wohnte, begannen Ende 2013 die Gefechte zwischen der irakischen Armee und dem IS: «Meine Schule schloss, weil Mörser auf die Dörfer in der Umgebung fielen. Manchmal blieb ich zu Hause, manchmal half ich meinem Vater bei der Arbeit in der Falafelbude. Als die Geräusche von Maschinengewehren, Raketen und Helikoptern näher rückten, entschied sich meine Familie im April 2014, ins Auto zu steigen und zurück nach Bagdad zu ziehen. Ausser Kleidern packten wir nichts ein.»

Zwei Monate später sah Ban von ihrem Balkon in Mosul aus, wie das irakische Militär seine Posten verliess, als der IS in die Stadt vorrückte. Die Terrormiliz hisste am 10. Juni ihre schwarzen Flaggen auf den Regierungsgebäuden. Der Ort stand weltweit in den Schlagzeilen, als der Anführer Baghdadi sein Kalifat in der grossen Nuri-Moschee mitten in der Altstadt ausrief.

Fast drei Jahre lang lebte Ban unter der IS-Herrschaft: «Es war eine dunkle Zeit. Ich blieb fast immer zu Hause, und jedes Mal, wenn mein Vater hinausging, sorgte ich mich, ob er wiederkommen würde. Der Alltag wurde immer schwieriger, und wir wussten, dass der IS Menschen umbringt, die aus Mosul zu fliehen versuchen. Als ich einmal meinen Grossvater in einem anderen Stadtteil besuchte, sah ich Leichen von einer Brücke hängen. Vögel pickten an den toten Körpern. In der Nacht stieg ich manchmal hoch auf unsere Dachterrasse und schaute in den Sternenhimmel. Wenn ich ein Flugzeug entdeckte, dachte ich immer, wie viel Glück diese Menschen haben.»



In Bagdad sass Mohammed in seinem Zimmer und sah in Videos auf Facebook, wie IS-Terroristen die Penisse von Jesiden abschnitten, einer religiösen Minderheit im Norden des Landes. «Es war der Horror», sagt er, «ich kann diese Bilder nie wieder vergessen.» Auf dem Höhepunkt seiner Macht kontrollierte der IS ein Drittel des Iraks.

Die Hauptstadt eroberten die Jihadisten nie, aber ihre Terroranschläge bestimmten Mohammeds Alltag in Bagdad: «Ging ich mit meinen Eltern und Schwestern auf den Markt, rechnete ich stets damit, dass wir sterben würden. Menschenmassen waren beliebte Anschlagziele. Bevor wir aus dem Auto stiegen, sagten wir die Shahada auf, das Glaubensbekenntnis, das Muslime sprechen, bevor sie sterben. Eigentlich ist das nicht normal, aber für uns war es das. Wäre ich zum Beispiel umgeben von Tieren aufgewachsen, fände ich das auch normal. Das Gleiche gilt für Bomben.»

Lebt man lange in einem Umfeld von Gewalt, passt sich das Hirn irgendwann an. Die Psychologie nennt das Numbing, Abstumpfung. Es ist eine Überlebensstrategie: Menschen wären sonst permanent in einem so grossen Alarmzustand, dass sie ihren Alltag kaum bewältigen könnten. Sie beginnen, Gefahren als weniger gefährlich wahrzunehmen, ihr Körper schüttet weniger Stresshormone aus.

Es war aber nicht nur die Gewalt, die junge Menschen im Irak prägte. «In all den Jahren war das Schlimmste für mich, als wir nach Bagdad zurückzogen und mein Vater keine Arbeit fand», sagt Karar. «Es schmerzte mich, ihn frustriert und traurig zu sehen, weil er nicht für seine Familie sorgen konnte.» An schlechten Tagen kochte die Mutter für ihn und seine zwei Schwestern nur einen Topf Reis.

Auch Ban litt Hunger in Mosul, besonders nachdem im Herbst 2016 das irakische Militär zusammen mit einer von den USA angeführten Koalition die Offensive zur Befreiung der Stadt begonnen hatte. Strom, Wasser und Seife wurden knapp, also behielt sie ihr Kopftuch manchmal mehrere Wochen an. «Einmal bat ich meine Eltern, mir ein Ei zu kaufen, das 7000 Dinar kostete, fast 5 Dollar. Ich wollte ein paar Nährstoffe, damit mir meine langen Haare nicht ausfallen würden.»



Bevor ihr Quartier befreit wurde, harrten Ban und ihre Familie 17 Tage im Keller aus, während draussen Bomben explodierten. «Wir fürchteten uns mehr davon, verkrüppelt zu werden, als zu sterben. Als Mitte März ein irakischer Soldat an unsere Türe klopfte, weinte ich vor Freude. Unsere Nachbarn tanzten auf der Strasse.» Als Bans Schule ihre Tore wieder öffnete, hatte sie Mühe beim Lernen. «Ich war so verwirrt, ich schlief schlecht, hatte Alpträume. Irgendwann ging es mir dann wieder besser, ich weiss auch nicht genau wieso.»

Viele Menschen im Irak möchten den Horror der vergangenen Jahre vergessen. Zu wissen, dass die Gesellschaft das Gleiche erlebt hat, dieselbe Realität teilt, kann Betroffenen helfen. Aber das kollektive Trauma wird kaum gesellschaftlich aufgearbeitet. Viele Lehrer in Mosul sagen ihren Schülern, sie sollten nicht über die Zeit unter dem IS reden. Die meisten setzen aufs Verdrängen und Vergessen.

Zwanzig Jahre nach «Operation Iraqi Freedom» gibt es im Irak für manche sehr viel, für andere sehr wenig Freiheit. Proiranische Milizen kontrollieren einige Gebiete, als ob es keinen irakischen Staat gäbe. Politiker hinterziehen mehr Geld, als sie während eines Lebens ausgeben können. Und die Menschen dürfen nun zwar Namen auf Wahlzettel schreiben; doch neun von zehn Irakern geben in einer Umfrage an, dass sie eher einem internationalen Unternehmen ihr Land zum Verwalten anvertrauen würden als den Eliten, die den Irak seit dem Sturz von Saddam Hussein führen.

Besonders Junge fühlen sich ausgeschlossen. «Politiker sind nur an ihren Sitzen interessiert. Es ist unmöglich, in dem Land etwas zu verändern», sagt Mohammed. Millionen junge Iraker liessen ihren Frust im Herbst 2019 auf den Strassen raus. In diesen grössten Protesten in der jüngeren Geschichte des Landes standen Schiiten und Sunniten vereint in ihrer Wut und dem Schrei nach Mitsprache, Neuwahlen, einer Reform des Politsystems.

Es endete blutig. Staatliche Sicherheitskräfte und bewaffnete Gruppen, die kein Interesse an Veränderung haben, töteten über 600 Demonstranten und verletzten etwa 20 000.



Es war ein Ausbruch mitten in einer Periode, in der die Lage langsam ruhiger geworden ist. Ruhiger bedeutet im Irak, dass jeden Tag mindestens zwei Zivilisten und mehr als drei Soldaten oder Terroristen getötet werden. Aber 2019 stand das Land zum ersten Mal nicht mehr zuoberst auf der Liste der Länder, die am meisten von Terrorismus betroffen sind.

Im ganzen Land verteilt leben über eine Million intern Vertriebene, ein Viertel der Bevölkerung ist arm. Im Stau auf den Strassen verkaufen junge Iraker und kleine Kinder Brot, Wasser, Süßigkeiten durch Autofenster. Etwa ein Drittel der Jungen ist arbeitslos. Weiterhin prägen mit Schusslöchern übersäte Fassaden die Stadtbilder von Bagdad und Mosul.

Mitten in diesem Alltag scheinen Mohammed, Karar und Ban manchmal ganz normale junge Erwachsene zu sein.

Mohammed läuft im Fitnesszentrum auf Laufbändern, um im Anzug besser auszusehen. Karar kickt abends Bälle auf dem Sportplatz mit seinen Freunden oder trinkt mit ihnen Schwarztee in Kaffeestuben. Ban, die sich selbst das Autofahren beigebracht hat, fährt manchmal mit ihrer Schwester Nur in die Stadt, um neue Kleider einzukaufen.

Die drei suchen gerade ihren Platz im Leben, und sie tragen dabei tiefe Narben der vergangenen zwanzig Jahre mit sich.

Karar hat Mühe, zu glauben, dass die Lage im Irak jemals langfristig stabil bleibt. «Ich traue den ruhigen Zeiten nicht. Jedes Mal, wenn es besser wurde, musste wieder etwas Schlimmes passieren.»

Ban sagt: «Ausser meiner Mutter und meiner Schwester Nur lasse ich niemanden nah an mich heran. Ich will nicht verletzt werden.» Nur hat bis heute Alpträume voller lauter Stimmen. Und die kleine Schwester der beiden hat Mühe, im Dunkeln zu schlafen.

Auch Mohammeds Schwester Basma hat Angst: «Ich fühle mich draussen selten in Sicherheit, besonders Menschenmassen verängstigen mich.» Er selbst hingegen erklärt, ihn könne nichts mehr schockieren: «Ich habe mir alles Schlimme



vorgestellt, was passieren könnte, auch wie meine Eltern sterben. Ich bin auf alles vorbereitet.»

Sein Vater warnte Mohammed vor dem ersten Interview mit uns, er solle vorsichtig sein bei Fremden von so weit weg. Später entschuldigte sich der Vater: «Ich war skeptisch, wir misstrauen ja sogar unseren eigenen Landsleuten». – «Nur dumme Leute vertrauen», entgegnete Mohammed. Auch das ist eine Folge von Kriegen: Der soziale Kitt ist kaputt. Vertrauen zurückzugewinnen, dauert länger, als Gebäude wieder aufzubauen.

Der Irak ist zwanzig Jahre nach der Invasion ein Land, in dem um fast alles gestritten wird – darum, wer im Restaurant wen einladen darf, um Macht, Öl und um Gott. Mohammed, Karar und Ban haben wenig Gründe, optimistisch in die Zukunft zu blicken, doch Hoffnung gab es selten im Überfluss in den letzten zwanzig Jahren im Irak.

Mohammed will am Ende seines Studiums ein Gerät bauen, das verbrannte Haut erneuern kann. Er schreibt an seiner ersten Kurzgeschichte mit dem Titel «Die Frau der Windmühle» und träumt davon, irgendwann als Autor Bücher zu verfassen.

Karars Ziel ist es, nach seiner Ausbildung als Anästhesist genügend Geld zu verdienen, um sich selbst und seiner Familie ein besseres Leben zu ermöglichen.

Ban will aus Mosul wegziehen, am liebsten nach Bagdad, wo sie nicht jede Strassenecke an die Gräueltaten des IS erinnert und wo sich die Leute weniger in das Leben einer jungen Frau einmischen. Wenn ihre Note in der Abschlussprüfung gut genug ist, möchte sie Pharmazie studieren. Und sie fände es schön, anderen irgendwann psychologisch zu helfen.

Die drei und viele andere im Irak beweisen, wie widerstandsfähig Menschen sein können. Sie bleiben mutig genug, trotz all dem Horror an der Hoffnung auf ein besseres Leben festzuhalten.

Ganz zum Schluss, nach mehreren Treffen und vielen Interviewstunden, sagt Karar beim Abschied: «Ich möchte noch etwas anfügen. So viele andere haben mehr gelitten als ich, im Vergleich zu ihnen war mein Leben sehr gut.»